



Nr. 64.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 5. März.

1903

Ein echter Othello.

Aus den Erlebnissen eines Schauspielers.

(nachdruck verboten.)

Das Ereignis, von dem ich jetzt erzählen will, liegt bereits mehr als zwanzig Jahre zurück, aber dennoch ist dasselbe bis auf das geringste Detail frisch in meiner Erinnerung. Ich war damals Schauspieler und bin auch heute noch Schauspieler, freilich mit dem Unterschiede, daß ich jetzt in meinem Berufe einen geachteten und angesehenen Namen besitze, während ich damals noch vollkommen unbekannt und mittellos war. Zur Zeit, von der ich spreche, war ich an einer kleinen Bühne Norddeutschlands engagiert. Wir hatten eine sehr erfolgreiche Saison hinter uns, und zum Schluß derselben spielten wir alternierend „Hamlet“ und „Othello“, wobei mir die beiden Titelrollen zufielen.

Offen muß ich jedoch bekennen, daß es nicht mein Spiel war, das das Publikum anzog. Der Magnet, der die gefüllten Häuser machte, war ein gewisses Fräulein Toscani, das zu uns als „erste Liebhaberin“ gekommen war, und deren erstes Auftreten eine wahre Sensation erregte. Sie war eine Schönheit ersten Ranges, von schlanker Gestalt und anmutigem Wesen und besaß zu ihren vielen sonstigen Vorzügen noch den einer sehr sympathischen Stimme.

Wenn sie auch gerade keine hervorragende Künstlerin war, so besaß sie doch so viel Talent, daß sie sich über den Durchschnitt erhob, und sie verdiente die Beliebtheit, deren sie sich erfreute. Außerhalb der Bühne war sie sehr kühl und zurückhaltend; jeden Versuch, sich ihr zu nähern, wies sie auf das entschiedenste zurück. Dessen ungeachtet konnte sie es doch nicht hindern, daß über ihre Vergangenheit allerhand Gerüchte im Umlauf waren. Man wollte wissen, daß sie verheiratet gewesen sei und ihren Gatten verlassen habe, nachdem sie ihn zu Grunde gerichtet hatte. Ich meinerseits schenkte diesen Erzählungen keinen Glauben.

Als ich eines schönen Tages in einer gemütlichen kleinen Restaurant, in dem ich seiner vorzüglichen Küche wegen verkehrte, gerade mein Mittagsmahl einnahm, trat ein Herr in das kleine Speisezimmer und setzte sich mir gegenüber. Auch er bestellte ein Diner. Ich beachtete ihn weiter nicht, da ich im Geiste nochmals meine Rolle für den Abend durchging, die zufällig „Othello“ war. Ich kannte sie zwar recht gut; von jeher habe ich aber stets den größten Wert darauf gelegt, meine Rolle wörtlich auswendig zu wissen. Als ich einmal von meinem Buche aufsaß, bemerkte ich, daß der Herr ebenfalls mit in das Buch einsah. Ein feines Lächeln umspielte seinen Mund, als er mich mit folgenden Worten anredete:

„Verzeihung, mein Herr, Sie haben soeben Shakespeares gelesen, nicht wahr?“

Ich antwortete bejahend.

„Wie ich sehe, hatten Sie „Othello“ vor,“ fuhr er fort, „und „Othello“ soll ja auch, wie die Bettel an den Straßen-cken besagen, heute Abend aufgeführt werden. Ich darf daher wohl annehmen, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Eglan, dem Darsteller der Hauptrolle, zu wachen?“

„Mein Name ist Eglan,“ erwiderte ich kurz.

„Sie hatten bereits das Vergnügen, Sie zweimal spielen zu sehen,“ fuhr er fort, „und ich muß Ihnen zu Ihrem Talent und zu Ihrem geschickten Spiel mein Kompliment machen.“

Ich verbeugte mich dankend für das Kompliment und zog das Buch näher an mich heran, um damit auszuweichen, daß ich meine Lektüre wieder aufnehmen wollte.

Er ließ sich aber dadurch nicht zum Schweigen bringen.

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich Sie noch für einen Augenblick störe,“ bemerkte er, „ich möchte mir in dessen die Freiheit nehmen, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin nämlich auch Schauspieler, wie Sie aus meiner Karte zu ersehen belieben, und ich hoffe, daß Ihnen mein Name nicht ganz unbekannt sein wird.“

Ich warf einen Blick auf die Karte und las darauf den Namen eines Tragöden, der damals in aller Munde war. Jetzt hatte das Studium meiner Rolle keine so große Anziehung mehr für mich. Ich fühlte mich im höchsten Grade geschmeichelt, daß eine so hervorragende Leuchte am Theaterhimmel meine nähere Bekanntschaft zu machen wünschte, und voller Freude war ich bereit, ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. In angenehmer Unterhaltung verging uns die Zeit sehr rasch und wir verabredeten uns dahin, daß ich am nächsten Tage bei ihm in seinem Hotel frühstücken sollte.

Ich bin überzeugt, daß er an jenem Abend im Theater gewesen ist, obwohl ich ihn dort nicht gesehen habe. Tags darauf besuchte ich ihn und wir nahmen zusammen ein opulentes Frühstück ein. Sodann kopierte er verschiedene Künstler, von denen auch ich einige gesehen hatte. Das machte mir großen Spaß und ich gratulierte ihm zu seinem hervorragenden mimischen Talent, worin, wie ich behauptete, ihm höchstens Rainz und Sonnenthal gleich kommen würden.

Wieder Platz nehmend bemerkte er: „Dieses Nachahmen hat auch seine Schattenseiten und bringt einen manchmal in Verlegenheit, denn man läßt sich verleiten, es beständig zu versuchen, und tut es manchmal auch dort, wo es nicht angebracht ist. So bin ich zum Beispiel in dieser Stadt eine recht bedeutende Wette eingegangen, von der ich leider fürchten muß, daß ich sie verlieren werde. Sie bezieht sich auf Sie, Eglan, und Sie werden über meine Vermessenheit lachen. Wie Sie wissen, habe ich Sie ein- oder zweimal als „Othello“ gesehen, und als ich mit einem Bekannten darüber sprach, der Sie noch nicht gesehen hat, gab ich ihm eine Nachahmung Ihres Charakters und Ihrer Art der Darstellung.“

„Die beste Imitation ist und bleibt doch nur wenig besser als eine Karrikatur,“ meinte mein Freund.

„Hören Sie,“ entgegnete ich ihm, „ich will mit Ihnen um tausend Mark wetten, daß ich die letzte Scene im „Othello“ so spielen werde, daß weder die Zuhörer noch die Schauspieler auf der Bühne merken werden, daß es nicht Eglan ist, der spielt.“ Dabei hatte ich aber ganz vergessen, daß ich vor Ausführung dieses Experimentes erst Ihre Erlaubnis einzuholen habe.“

„Ich würde Ihnen gern helfen, Ihre Wette zu gewinnen,“ erwiderte ich, „wenn ich nur könnte wie.“ Wir sprachen noch eine Weile darüber und schließlich versprach ich ihm, alles, was in meinen Kräften stünde, zu tun, um ihn seine Wette gewinnen zu lassen. Zu seiner

Darstellungskunst hatte ich größtes Vertrauen und ich hoffte, daß, wenn er sein Gesicht schwärzen und ein Kostüm anlegen würde, das dem meinen vollkommen gleich, niemand den Unterschied zwischen uns beiden wahrnehmen konnte, zumal wir uns in Gestalt und Haltung sehr einander ähnelten.

Am folgenden Abend sollte wiederum „Othello“ gegeben werden und wir vereinbarten, daß bei dieser Vorstellung das Experiment stattfinden sollte. Um 7 Uhr sollte die Vorstellung beginnen; bereits um halb sechs sprach ich im Hotel meines Bekannten vor, um ihn abzuholen, und ich fand ihn schon zum Ausgehen fertig. Es gelang mir auch, ihn unauffällig in mein Garderobenzimmer einzuschmuggeln, und ich ging sofort daran, mich für meine Rolle anzukleiden. Daß ich an diesem Abend besonders gut gespielt habe, möchte ich nicht behaupten, denn ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß es wohl doch etwas voreilig von mir gewesen war, einen verhältnismäßig Fremden mit hinter die Kulissen zu nehmen. Ich hatte die Ahnung, als drohte uns ein großes Unglück. Als nach dem Schlusse des vierten Aktes der Vorhang gefallen war, fand ich meinen Stellvertreter vollständig bereit, meine Rolle zu übernehmen. Er hatte eine vorzügliche Maske angelegt. Das Gesicht hatte er geschwärzt, und da er dieselbe Statur hatte wie ich, so sahen wir uns einander sehr ähnlich. Endlich wurde vom Regisseur mein Name aufgerufen. „Jetzt!“ rief ich ihm zu. Rasch erhob er sich, warf einen flüchtigen Blick auf seine Garderobe und schritt schnell die Treppe hinunter. Ich war neugierig, ob und wie er reussieren würde, und in einen langen Mantel gehüllt, der in ein Kostüm vollständig verdeckte, und einem weichen Filzhute auf dem Kopfe, dessen breite Kränze mein Gesicht nicht erkennen ließ, schlich ich mich hinunter an die Kulissen, um ihn zu beobachten. Er sprach gerade die Verse in der Sterbeszene:

„Nie, wenn ich deine Waise abgepfückt,
Kann ich erneuen ihren Lebenswuchs;
Sie muß verwessen.“

und ich muß gestehen, daß die Ähnlichkeit mit meiner Stimme und meiner Art zu sprechen geradezu wunderbar war. Es unterlag keinem Zweifel, das Publikum hatte sich täuschen lassen. Unglücklicherweise trat in diesem Augenblick unser Direktor auf mich zu:

„Zum Donnerwetter, Eglan, was tun Sie hier?“ Und diesen Worten folgte eine Abfanzelung, wie sie mir in meinem Leben nur selten zu teil geworden ist.

Als ich endlich zu Worte kam, erzählte ich ihm kurz, wie die Sache stand. Er beruhigte sich und sein Zorn legte sich gänzlich, als er den Namen des Künstlers erfuhr, ja, es dauerte gar nicht lange, und er nahm ebensoviel Interesse an dem Experiment als ich selbst.

„Weiß Gott!“ rief er überrascht aus, „bis aufs Tz“ hat er Sie getroffen, Eglan, mein lieber Junge. Ich selber hätte beinahe geglaubt, daß Sie es selbst wären. Was aber das Spiel betrifft, da können Sie ihm nicht das Wasser reichen. Und sehen Sie nur, er hat sogar die Toscani mit hingerissen.“

Fräulein Toscani schien zwar nicht die Täuschung durchschaut zu haben, aber sie spielte mit einem Eifer und einer Leidenschaft, wie sie sie bisher noch nie gezeigt hatte. Desdemonas rührende Bitten wurden von ihr mit natürlichem Pathos beklamt, und als Othello an ihr Bett trat, um sie zu ersticken, und die Vorhänge zurückzog, durchzitterte ein Schrei das Haus, der so ängstlich und erschreckend klang, daß man tatsächlich einen Todeschrei zu vernehmen glaubte. Das Publikum, das dieser Szene mit atemloser Spannung gefolgt war, brach nach ihrer Beendigung in einen betäubenden Beifallssturm aus. Jetzt hatte Othello Emillie die Tür geöffnet, die unmittelbar nach dem Morde eintritt. Abgesehen von der hervorragenden Kunst der Darstellung hatte die Darstellung bisher nichts Abweichendes von den anderen Othello-Ausführungen gehoten, jetzt aber schien der Darsteller des Othello seinen Verstand verloren zu haben, denn anstatt, wie es seine Rolle vorschrieb, Emillie zu fragen und von ihr die Kunde von Rodrigos Tod zu vernehmen, begann er sofort Othellos Todesmonolog zu sprechen, wobei die arme Emillie, die nicht wußte, was sie dazu sagen sollte, ihn hilflos ansah. Er fuhr fort:

Doch sagt,

In Eurem Brief, wenn Ihr dies Mißgeschick
Berichtet, was ich bin. Beschönigt nichts,
Doch seht auch nichts aus Uebelwillen zu,
Sagt, daß ich unklug, doch zu sehr geliebt.“

Die sich dann anschließenden Verse ließ er aus und schloß dann, seine Stimme zu furchtbarer Gewalt erhebend:

„Das schreibt hin und saget außerdem,
Daß in Aleppo einst ein böser Türke
In hohem Turban einen Venetianer
Geschlagen und gelästert unseren Staat.
Ich aber den beschnitt'nen Hund ergriff
An seiner Gurgel und ihn so erstach.“

Es ist ganz unmöglich, sich eine Vorstellung von der Leidenschaft und der Verzweiflung, mit der der Künstler diese Worte sprach, zu machen. Dann zog er seinen Dolch aus dem Gürtel und mit einer unnachahmlichen Grazie erstach er sich. Dröhnend schlug sein Körper auf die Bühne auf und laut klatschte das Publikum Beifall. Ich selbst war von seinem Spiel begeistert und stimmte kräftig in den Beifall mit ein, als mich plötzlich der Direktor am Arme faßte.

„Sehen Sie dorthin,“ flüsterte er mir leise zu. „Können Sie es sehen? An seinem Anzuge klebt Blut. Lassen Sie den Vorhang fallen, aber recht rasch. Das ist kein Schauspiel mehr, das ist wirkliches Leben.“

Während wir in größter Eile auf die Bühne stürzten, ging der Vorhang herunter. Unser Direktor hatte leider nur zu sehr Recht. Zu unseren Füßen lag der Künstler, aus dem bereits das Leben entwichen war. Er hatte sich mit dem Dolche ins Herz getroffen.

„Sehen Sie nach der Toscani!“ rief mir der Direktor zu. „Vielleicht hat der Selbstmörder auch einen Mord begangen, denn beim allmächtigen Himmel, heute haben wir Shakespeare nicht gespielt, sondern erlebt.“

Seine Vermutung war nur zu sehr begründet, denn als wir die Vorhänge vor dem Bett zurückschlügen, fanden wir zu unserem Entsetzen Fräulein Toscani leblos darauf liegen. Beim Heraustragen der Leiche des unglücklichen Tragöden, entfiel ein Brief seiner Tunika. Dieser Brief gab uns die Aufklärung für das, was uns eine Tat des Wahnsinns zu sein schien. Fräulein Toscani war seine Frau, die ihn hintergangen und dann verlassen hatte. Zwei volle Jahre hatte er vergeblich ihre Spur gesucht, bis ihn der Zufall in die Stadt führte, wo die Gesellschaft gastierte. Hier sah er sie und entwarf jenen phantastischen und schrecklichen Racheplan, bei dessen Ausführung ich ihm, ohne es zu wissen, Vorschub leistete. Ich aber habe seit jenem Tage eine unüberwindliche Abneigung gegen „Othello“ gesagt und habe diese Rolle nie wieder gespielt.

Poesie-Album.

Die junge Frau.

„Frauchen, sag', was schaffst du da?
Niedlich, wie ich keins noch sah,
Ist ja hier das Mädchen;
Und jetzt nimmst du gar zur Hand
Schweres, rosaes Band
Und die feinsten Spitzen?“

Ein Geheimnis offenbar!
Ei! wie ungeschickt das war!
Löschst aus die Kerzen.
Bringe Licht!“ — Sie schweigt und schmiegt
Sanft den Arm um ihn und liegt
Flüsternd ihm am Herzen.

Julius Storm.

Die Fruchtbarkeit des Meeres.

Studie von Professor Dr. Benno Schwärze.

(Nachdruck verboten.)

Ueber der weiten Meeresfläche liegt das Silberlicht des Mondes und streift die braunen und grauen Segel einer zahlreichen Fischerflotte. Phosphoreszierende Lichter zittern und tanzen auf den Fluten. „Seht da die Blitze des Herings!“ Das ist das Signal, welches von Boot zu Boot ertönt. Aus der Tiefe steigt an die Oberfläche eine lebendige Welt, die der Wärme, der Begierde und dem Lichte folgt. Das bleiche und sanfte Licht des Mondes ermutigt das furchtsame Volk. Sie steigen und steigen alle zusammen, nicht einer bleibt zurück. Die Geselligkeit ist das Gesetz dieses Geschlechts; man sieht sie stets beisammen. In Gemeinschaft leben sie in der dunklen Tiefe; beisammen kommen sie im Frühling, um ihr geringes Anteil an dem allgemeinen Glück in Empfang zu nehmen, den Tag zu sehen, zu genießen und zu sterben. Sie sind niemals nahe genug bei einander und schwimmen in kompakten Bänken. Es ist, sagen die Flamländer, als ob sie unsere Dünen in Bewegung setzen. Zwischen Schottland, Holland und Norwegen scheint eine gewaltige Insel sich aus dem Meere erhoben zu haben. Ein Arm derselben erstreckt sich nach Osten, dringt in den Sund und erfüllt den vorderen Teil des baltischen Meeres. In manchen engen Fahrwassern kann man nicht mehr rudern; das Meer ist eine feste Masse. Millionen und aber Millionen, Milliarden und aber Milliarden! — Wer vermäße sich, die Zahl dieser Legionen anzugeben? Man erzählt, daß vor Zeiten ein Fischer in der Nähe von Havre eines Morgens 800 000 in seinen Reizen fand. In einem schottischen Hafen fing man 11 000 Fässer voll in einer einzigen Nacht.

Sie kommen wie ein blindes Element, und keine Zerstörung entmutigt sie. Menschen, Fische — alles fällt über sie her, sie schwimmen weiter und scheinen nicht davon berührt zu werden. Je mehr man tötet, desto mehr vervielfältigen sie sich.

Das Meer würde von ihnen erfüllt werden, wenn dieser ungeheuren Produktionskraft keine Schranken gesetzt wären. Man bedenke, daß ein einziger Hering vierzig-, fünfzig- bis sechzigtausend Eier hat! Wenn der gewaltige Tod hier nicht Einspruch erhöhe, so würden diese Tiere in wenigen Generationen, da sich jedes im Durchschnitt um fünftausend vermehrt und jeder dieser fünftausend um ebensoviel, den Ozean zu einer festen Masse machen oder ihn verpesten und aus der Erde eine Wüste schaffen. Das Leben fordert hier gebieterisch die unumgängliche Hilfe seines Bruders des Todes. Sie liefern sich eine ungeheure Schlacht, die, im Grunde genommen, wie alles eine unendliche Harmonie ist.

In der großen, allgemeinen Jagd, die auf dieses unglückliche Geschlecht gemacht wird, sind es die Riesen des Meeres, die das Amt der Treiber übernehmen. Der Hai und die Cetaceen (Waltiere) verachten dieses Wildpret nicht; sie folgen ihm, stürzen sich in die lebendigen Bänke, verschlingen mit ihren ungeheuren Rachen ganze Tonnen der unendlichen Beute, die sich dadurch nicht verringert und den Küsten zuschleicht. Dort wartet ihrer eine viel gründlichere Zerstörung. Zuerst sind es die Kleinen der Kleinen, die unbedeutendsten Fische, welche die Milch des Herings verschlingen und auf Kosten des Zukunft leben. Für die gegenwärtige Generation hat die Natur ein gefräßiges Geschlecht in Bereitschaft, das mit seinen stieren Augen wenig sieht, aber desto besser zu fressen versteht und beinahe nur Magen ist: das Geschlecht der Schellfische. Es füllt sich mit Heringen und wird dick und fett dabei und zwar so sehr, daß die Gefahr der Meere, das Uebermaß der Fruchtbarkeit, hier noch in einem viel größartigen Maßstabe sich wiederholt. Der Stoddfisch ist noch ein ganz anderer Produzent; er hat bis neun Millionen Eier. Ein Stoddfisch von fünfzig Pfund hat fünfzehn Pfund Eier bei sich, den dritten Teil seines Gewichts! Das ist der Feind, von dem der Welt Gefahr droht. Zu Hilfe! Schiden wir gegen ihn unsere Flotten aus. England allein sendet ihm zwanzig- bis dreißigtausend Fischer entgegen. Wieviel außerdem Amerika, Frankreich, Holland! Der Stoddfisch hat für sich allein Kolonien gegründet, Städte erbaut. Seine Zubereitung ist eine Kunst. Und diese Kunst hat eine eigene Sprache, eine ganze Technologie, mit der nur die Fischer des Stoddfisches vertraut sind.

Aber was kann der Mensch großes tun! Die Natur weiß, daß unsere armseligen Anstrengungen, unsere Flotten, unsere Fischereien nichts für ihre Zwecke vermöchten, daß der Stoddfisch den Menschen besiegen würde. Sie vertraut sich ihm nicht an. Sie ruft andere und weit energischere Kräfte zu Hilfe. Aus der Tiefe der Flüsse ins Meer kommt einer der tätigsten, entschlossensten Fresser: der Stör. Er steigt in die Flüsse, um dem Werke der Vermehrung obzuliegen: er kommt mager und heißhungrig wieder heraus. Da findet er denn den von tausend verschlungenen Heringen gemästeten Stoddfisch. Er braucht nur zu schlagen. Aber dieser wadere Schlinger ist, obgleich in geringerem Grade, doch noch immer fruchtbar; er hat fünfzehn- bis hundert Eier. Ein Stör von 1400 Pfund hat 100 Pfund Milch oder 450 Pfund Eier. Die Gefahr ist augenscheinlich. Der Hering drohte mit seiner entsetzlichen Fruchtbarkeit; der Stoddfisch drohte; der Stör droht nicht minder.

Die Natur mußte einen obersten Schlinger erfinden, einen trefflichen Konsumenten und unbedeutenden Produzenten; ein hilfreiches, schreckliches Ungeheuer, das diese unbesiegbare Flut der Fruchtbarkeit wieder absorbiert, das jede Gattung gleicherweise, die toten, die lebenden, ja alles, was ihm in den Wurf kommt, verschlingt. Dieser patentierte Fresser der Natur ist der Hai.

Aber diese furchtbaren Zerstörer sind von vornherein besiegt. Wie groß auch ihre Fresswut ist, sie produzieren wenig. Der Stör, sagen wir, ist weniger fruchtbar als der Stoddfisch, und der Hai ist unfruchtbar im Vergleich mit jeder anderen Fischgattung. Er wälzt sich nicht wie jene in ungeheuren Strömen durch das Meer. Einzeln lebend, bildet er (wenngleich nur in einigen Arten) in seinem Schoße den jungen Hai, seinen Majoratserben, aus, der vom Augenblick der Geburt an ein Zerstörer ist.

Aber in seinen fruchtbaren Tiefen kann das Meer der Zerstörer, welche es selbst erzeugt, lachen. Sein vorzüglichster Reichtum spottet der Wut jener verschlingenden Wesen, ist ihrem Angriff unerschütterlich. Ich spreche von der unendlichen Welt lebendiger Atome, mikroskopischer Wesen — jenem wahren Abgrund von Leben, welches sich in seinem Schoße regt.

Man hat behauptet, daß mit dem Sonnenlicht das Leben aufhöre, und dennoch ist die Flut in ihrer tiefsten Tiefe mit Infusorien und mikroskopischen Wärmern erfüllt. Unzählige Mollusken, Krabben, leuchtenden Seeanemonen, goldige Cylindrostamen — alles lebt und regt sich dort. Hier haufen die leuchtenden, unendlich kleinen Lebewesen, die, für Augenblicke an die Oberfläche gezogen, dort in feurigen Schlangen, in Girlanden erscheinen. Das Meer selbst hat einen gewissen Glanz, ein eigentümliches Leuchten, das man an seinen Fischen, den lebenden wie den toten, bemerkt. Es hat sein eigenes Licht, seinen Himmel, seinen Mond und seine Sterne.

Jeder kann in unseren Salinen sich einen Begriff von der Fruchtbarkeit des Meeres machen. Das Wasser, welches man dort konzentriert, läßt einen Niederschlag, der aus nichts als lauten Infusorien besteht. Alle Schiffer erzählen, daß sie auf ihren Reisen meilenlang durch lebendes Wasser gefahren sind. Im Golf von Bengalen fuhr der Kapitän Klingmann dreißig Meilen durch einen ungeheuren weißen Flecken, der dem Meere das Aussehen eines Schneefeldes gab. Am Himmel keine Wolke; dennoch sah derselbe im Kontrast mit dem Meere bleigrau aus. Nahe gesehen, war dieses weiße Wasser eine Gallerte und unter der Lupe eine Masse dieser unendlich kleinen Lebewesen, die, wenn sie sich bewegten, ganz eigentümliche Lichterscheinungen bewirkten.

Ebenso erzählt Perron, daß er zwanzig Meilen durch eine Art von grauem Staub fuhr. Unter dem Mikroskop war es nichts als eine Schicht Eier unbekannter Art, die auf diese ungeheure Strecke das Wasser vollständig bedeckten.

An den öden Küsten von Grönland, wo man annehmen sollte, das alles Leben erstarrt sei, ist es außerordentlich bevölkert. Man fährt dort hunderte von Meilen durch ein Wasser, dessen braune Farbe von einer mikroskopischen Meduse (Qualle) herrührt. Jeder Kubikfuß dieses Wassers enthält eine Million solcher Tierchen.

Diese nährenden Wasser sind angefüllt mit allen möglichen Arten von Atomen, die dem Fische die herrlichste und beste Nahrung immer gewähren. Die furchtbare Geißel der Welt, der Hunger, existiert nur für die Erde; das Meer weiß nichts davon.



Das Siegel im Orient.

Im Morgenlande bedient man sich nicht, wie bei uns in Europa, der Schlösser und Schlüssel. — Will man etwas nicht offen liegen lassen, so legt man es in einen Koffer, bindet eine Schnur um denselben und versiegelt diese mit weichem Wachs. Der Koffer kann nicht geöffnet werden, ohne daß man es bemerkt. Diese Sitte rührt aus dem Altertume her; bei den Römern war sie allgemein, sie versiegelten sogar Speise und Trank. Plinius spricht davon und verwünscht diejenigen, der sich zuerst des Siegels bedient hatte; er unterläßt es aber, ein Mittel anzugeben, welches besser gegen Gaunerei schützte. Uebrigens scheint's, daß jene Sitte aus dem Abendlande nach dem Oriente kam. Tacitus berichtet von einem zu Rom erzogenen persischen Fürsten, welcher dieselbe Einrichtung an seinem Hofe zu Ktesiphon habe einführen wollen. Dies erregte unter dem Volke großen Unwillen; aber es dauerte nicht lange, so nahmen alle Asiaten, Fürsten wie Untertanen, die Sitte an. Der Khalif Hescham von Bagdad im achten Jahrhundert hatte in seinem Palaste siebenhundert Koffer voll Kostbarkeiten, alle versiegelt. Zu Charbins Zeit gingen die persischen Könige so weit, sogar die Staatsiegel selbst zu versiegeln, indem sie das Wachs bei sich behielten, um sich dessen bei den alltäglichen Geschäften zu bedienen; es hing ihnen in der Regel an einer goldenen Kette um den Hals. — Die Staatsiegel befanden sich in einem kleinen, mit Wachs versiegelten Koffer, der unter der Aufsicht der Königin-Mutter zu stehen pflegte. Hatte man eine Urkunde zu siegeln, so ließ man den Koffer holen. Der König überzeigte sich vor allem, daß das Siegel unbeschädigt sei; er erbrach es und versiegelte den Koffer von neuem, sobald man das Staatsiegel nicht weiter bedurfte. — Die ersten römischen Kaiser hegten eine fast abergläubische Ehrfurcht für das Siegel des Augustus, und sie bewahrten es sorgfältig. Der Kaiser Galba verlor es, und man sah dies als eine sehr üble Vorbedeutung an. Eben so verhielt sich's mit dem Siegel Mohammeds. Als der Khalif Omar es in einen Brunnen fallen ließ, geriet das ganze moslemitische Volk in tiefe Trauer; man nannte das Jahr: „Jahr des Siegelverlustes“, und fand darin später die Andeutung eines bald darauf folgenden Reichthums.

Eine heilige Stadt.

Pagan, eine der alten Hauptstädte von Burmah, ist in vieler Hinsicht die merkwürdigste religiöse Stadt der Welt. Weder Jerusalem, noch Benares in Indien, Rom, Kiew können eine solche Menge von Tempeln, Ornamenten und Symbolen aufweisen, als diese merkwürdige, verödete Stadt am Irrawaddy. Acht Meilen am Flußufer entlang und zwei Meilen landein ist der ganze Raum mit Pagoden aller Größen und Gestalten bedeckt, und der Erdboden ist so dick mit den zerbröckelnden Ueberresten heiliger Altäre übersät, daß man, wie der Volksmund sagt, nicht einen Fuß oder eine Hand bewegen kann, ohne einen heiligen Gegenstand zu berühren.

Der Eroberer von San Fernando.

Das Kastel San Fernando ward am 15. September 1779 durch die Besatzung der britischen Fregatte Charon mit Sturm erobert. Die Engländer machten dort eine Beute von 250 Zentner Quecksilber und 3 Millionen Piaster. Bei diesem Sturm erlittete zuerst ein britischer Matrose, mit zwei kurzen Schwertern in den Händen, den Fall. So bewaffnet stieß er auf einen spanischen Offizier, der, vom Schläge aufgeschreckt, in der Eile und Bestürzung seinen Degen zurückgelassen hatte. Der Matrose wollte seinen Vorteil gegen einen Unbewaffneten nicht benutzen, er reichte ihm eines der Schwerter mit den Worten: „Da, nimm und wehre dich!“ Diese ritterliche Großmuth setzte den Spanier in Erstaunen: er wurde

dadurch eine friedliche Unterhandlung eingeleitet. Der Offizier war der Adjutant des Kommandanten und durch denselben wurde die Uebergabe des Forts ohne großes Blutvergießen herbeigeführt. Die Briten verließen bald darauf das Fort, da es ihnen nur um die Beute zu thun war. Für diesen wesentlichen Dienst wurde der Matrose zum Bootsmann erhoben und kam als solcher auf die Kriegsschuluppe Ferret. Da er bei der Erstürmung des spanischen Forts sehr viel Ehrgefühl gezeigt, so war er in diesem Punkt sehr reizbar. Eine Aeußerung des kommandierenden Leutnants setzte ihn so in Wuth, daß er mit ihm in einen heftigen Wortwechsel gerieth, der damit endete, daß er sich so weit vergaß, seinen Leutnant tödtlich anzugreifen. Die Kriegsgerichte verurtheilten ihn zum Tode, und der Eroberer des Kastels San Fernando endete sein Leben durch — einen Strick.

Richard Löwenherz' Tod.

Einer der Vasallen Richards hatte auf seinem Grund und Boden einen Schatz in der Erde gefunden. Richard verlangte die Auslieferung desselben, indem nach einer gesetzlichen Bestimmung der dritte Teil von dergleichen Funden dem Landesherrn gebührte. Dem Gebote ward nicht Folge geleistet, und der König eilte, die Burg des Vasallen, ein unbedeutendes Schloß, zu belagern. Bald war dies der Uebergabe nahe, als ein Bogenschütz von der Mauer herab zielte und Richard tödtlich verwundete. Da das Schloß noch früher in die Hände der Belagerer fiel, als der König der Wunde erlegen war, so befahl der hochherzige Monarch, den unglücklichen Schützen vorzuführen und fragte ihn, warum er ihm so ernstlich nach dem Leben getrachtet hätte? — „Ihr erschlugt“, versetzte der Bogenschütz, „meinen Vater und meinen Bruder, und trachtetet auch mir nach dem Leben; hatte ich nicht alle Ursache, Euch zuvorkommen und Euch zu töten?“ — Der sterbende König gab ihm recht, verzieh ihm und befahl großmüthig, daß man ihn ungekränkt ziehen lassen sollte. — Allein Richard lag im Sterben, als er diesen Befehl erteilte, und so konnte er die Vollstreckung nicht mehr bewirken. — Der Hauptmann einer Schar von Richards Soldlingen aber ließ den Schützen Bertram de Gurdun lebendig schinden, welche Todesart ihm und seinen Genossen die grausamste dünkte, den Tod ihres Monarchen zu rächen.

Ein treuherziger Kapellmeister.

Während der berühmte Geiger Joachim als königlicher Musikdirektor in Hannover wirkte, genoß er in hohem Grade die Gunst und das Vertrauen des blinden Königs Georg. Dieser machte ihn eines Tages auf die Leistungen einer Militärkapelle aufmerksam, deren Leiter ein naiver Sachse sei, welcher vordem einer kleinen Stadtkapelle vorgestanden, der jedoch eine ganz besondere Befähigung besitze, junge Musiker auszubilden und ein gutes leistungsfähiges Orchester zu organisieren. Joachim wohnte bald nach diesem Hinweis einer Probe jener Militärkapelle, dann einem Konzert bei, und da ihm die Leistungen derselben als sehr bedeutend erschienen, sprach er dem Kollegen seine Anerkennung in warmen Worten aus. Wenige Tage später nahm König Georg die Parade jenes Regiments ab, dessen Militärkapelle der beliebte Sachse anführte. Der König rebete den Kapellmeister nach der Parade freundlich an und fragte, ob Joachim bei ihm gewesen sei. „Ja wohl“, antwortete der Kapellmeister und setzte dann in vertraulichem Tone hinzu: „Hören Se, Majestät, Sie genanten mer 'n großen Gefallen dun. Säh'n Se, Majestät, der Joachim hat mir da Lobspprüche gespendet — bide sag' ia, Sie, Majestät. Nu is Sie der Joachim 'n leitseliger, höflicher Mensch, der jeden lieber streichelt als kränkt, und da möcht' ich Eure Majestät ergebenst gebeten haben, bei ihm einmal hintenrum zu fragen, ob's ihm wirklicher Ernst war, mit dem, was er mir sagte, oder ob er mir nur so Honig auf die Wade schmieren wollte. Säh'n Se Majestät, was 'n Günstler, wie Joachim sagt, gann unser Genem doch nich gleichgültig sein — Sie begreifen das, Majestät!“ — Der König hatte Mühe, dem treuherzigen Sachsen nicht ins Gesicht zu lachen. Er versprach, den Joachim zu fragen, und als er wieder dem Kapellmeister begegnete, rief er diesem zu: „Es war ihm heiliger Ernst mit dem Lob!“



Nr. 10.

Donnerstag, den 5. März 1903.

18. Jahrgang

Liebeslied.

Mein Schätzchen, sprich mir von Liebe
Des Busens stürmischer Gluth,
Von Amor, dem Herzensdiebe,
Denn ach, ich bin Dir zu gut!

Mein Schätzchen, sprich mir von Freude
In inn'gem Zusammensein,
Von bänglichem Sehnsuchtsleide,
Denn Liebchen ich bin ganz Dein!

Mein Schätzchen sprich mir von Rosen,
Von jauchzender Seeligkeit,
Stets Deines Mund's rothe Rosen
Zu küssen, bin ich bereit!

Mein Schätzchen sprich mir von Treue,
Von allem, was Dein Herzge will;
Gern hör' ich's immer auf's Neue, —
Von Heirathen nur sei still!

D. R.

Nachdruck verboten

Im Froschteiche.

Humoreske von Th. Strahlenberg.

Im Froschteich an der großen grünen Wiese herrschte heute ungewöhnliche Bewegung. Der Verein zur Hebung der Frauenrechte und des Frauenschutzes feierte sein Stiftungsfest. Und da waren sie herbeigeeilt, die Fröschinnen von weit und breit, große und kleine, dicke und dünne, schmide mit grasgrünem Gewand und solche, die bereits die Kinderschuhe ausgetreten hatten. Sie alle harreten gespannt des großen Momentes, da ihnen der Mund der klugen Redner den Weg zum Licht zur Freiheit weisen würde. Sie alle drückten mehr oder minder Sklavensesseln und sehnsüchtig hoffte jeder auf Erlösung. So hatte sich das Beden, das vermöge seiner isolirten Lage die Versammelten vor profanen Blicken sicherte, in kurzer Zeit gefüllt. Athemlose Stille herrschte unter den Anwesenden, höchstens ein kurzes, abgebrochenes Quacken aus dem Munde eines vorwichtigen Froschbäckisches ließ sich vernehmen.

Da taucht sie herein die Vorkämpferin der Frauenrechte Ein Beifallsturm begrüßte ihre Ankunft. Stolz erhobenen Hauptes betritt sie den Redner. Mit einem halb befriedigten halb spöttischen Blick mustert sie die erwartungsvolle Menge. Alsdann räuspert sie sich, schnäuzt die Nase, wackelt mit den übergroßen Ohren, kurzum bedient sich aller jener Tricks, die

berechnet sind, die Neugier der Zuhörerschaft zu erhöhen. Als dann beginnt sie mit breiter näselnder Stimme:

„Liebe Schwestern in Christo! Ihr alle wißt, daß wir zu dem Zwecke hierher geeilt sind Euer Wohl und Wehe für die Zukunft zu beraten! Wohlan, wozu ewig in Knechtschaft leben, wo wir ebenfogut zum Befehlen, zum Herrschen geschaffen sind, wie alle die, die den Stab über uns schwingen. Wozu Amboss sein, wo man Hammer spielen kann? Hat die Natur uns Grenzen gesetzt, übersteigen wir sie mit kühnem Mannesmuthe. Zeigen wir unseren Unterdrückten, daß wir Männer sind, Männer einig, trenn und stark! Schwingen wir uns aus Abgrundstiefe zu jener Höhe auf, die zum Licht, zum Ruhme führt! „Und er soll Dein Herr sein!“ sagt allerdings ein Bibelwort. Gilt es etwa noch für uns, deren geistige Individualität heute auf anderer Stufe steht als vor grauen Zeiten? Fort darum mit jeder Weiberschwäche, nur der Wille thut's, er allein macht stark! Entsagen wir fürs erste zur Förderung unserer Pläne dem ehelichen Leben. Der Verkehr mit dem Manne macht uns hingend, macht uns schwach! Schließen wir ein Schuh- und Trugbündniß, das uns in Zukunft von jenen trennt, die sich zu unseren Reinigern aufgeschwungen haben, dann nur, dann werden wir wirklich Großes vollbringen, ehrenvolle Aemter zu begleiten im Stande sein, ebensowohl wie jene, die sich in geistiger Beziehung allzu hoch über uns denken.“

„Theure Anversammelte! Legen wir hier an dieser Stelle ein Gelübde ab, jeder Weiberschwäche entsagend, um dem einen hohen Ziele zuzusteuern, das uns verlockend aus nächster Höhe winkt. Gehen wir langsamen Schrittes voran. Bedächtigkeit führt zum Ziele. „Per aspera ad astra“. Hoch lebe die Freiheit, hoch lebe der Verein der Frauenrechte und des Frauenschutzes.“

„Hoch lebe die Freiheit“. erschallte es in allen erdenklichen Froschdialekten durch den Raum, „hoch uns're würdige Vorrednerin“, durchzittert es machtvoll die schwüle Luft der Zulinacht.

Getragen von kühner Begeisterung für eine schöne und gerechte Sache vermochten sich die leicht erregbaren Gemüther der Fröschinnen gar nicht mehr zu beruhigen. Ja, der Enthusiasmus ging weit genug, daß sich eine der Versammelten zu Füßen der angebeteten Wittschwester warf, ihr in feierlichem Schwure gelobend, nie mehr einem Manne Aufmerksamkeit schenken zu wollen, um ungestört dem einen Ziele, das zum Lichte der Freiheit führen sollte, zuzustreben. Ihrem Beispiel folgten alle Uebrigen, so daß über dieser feierlichen Prozession fast eine Stunde verging. Die, die unermüdet waren, versprachen es zu bleiben und die die Chafesseln banden, versprachen sie zu lösen. Nur eine kleine Fröschin verweigerte den Treuschwur. Sie sah die Welt aus siebzehnjährigen Augen an und

konnte es daher nicht recht fassen, daß die Liebe eine Sünde sein sollte, und die Männer, die die Frosch-Schöne stets aus so gärtlichen Augen ansahen, sämtlich niedrige Unterdrücker. Ja, sie war unbedachtam genug, diese ihre Ansicht in Worte zu kleiden. Aber da kam sie schön an bei den von glühender Leidenschaft Veseelten. Sie wurde mit Schimpfwörtern überhäuft, zu Boden gestossen und von einem Duzend Fäusten der Mitglieder des Vereins für Frauenrechte und Frauenschutz mit Schlägen traktirt bis sie blutüberströmt zusammenbrach.

Da mit einem Male kam eine seltsame Bewegung in die hauernde, tobende und fluchende Versammlung. Ein Pochen an der Felsmauer, die die kleine Grotte von der Außenwelt schied, ließ sich vernehmen. Alles horchte gespannt hin, während sich das unglückliche Mädchen noch immer stöhnend am Boden wälzte. Ein Herold, gehüllt in die kleidsame Tracht seines Amtes tritt ein. Er stand in Diensten eines benachbarten Prinzen und hatte die Mission, den anwesenden Damen zu verkünden, daß sein hoher Herr und Gebieter, als er von der Zusammenkunft so vieler reizvoller Frauen gehört habe, sich schleunigst auf den Weg machte, um sich aus ihrer Mitte die Schönste und Tugendfamste zu wählen.

Poß Blik, gab das eine Aufregung. Vergessen waren Frauenschutz und Frauenrecht, vergessen alles Hohe, Ideale, das sie vor kurzem noch den Ablerflug wagen ließ, vergessen das Gelübde, das man abgelegt hatte über dem einen Gedanken, der jedes Frauenherz seltsam bewegte:

„Wird seine Wahl auf mich fallen, werde ich die Glückliche sein, die er als Herrscherin seinem Volke zuführt?“

Und er trat ein. Alles hat sich erhoben, alles blickt wohlgefällig auf den schönen, fettleibigen, nicht ohne Selbstgefühl einhererschreitenden Froschprinzen, den die Generals-Uniform trefflich kleidet.

„Bin ich nicht die Schönste hier im Kreise?“ scheint jedes Frauenauge zu fragen? „Sind mir nicht die Tugenden und Vorzüge von der Stirne zu lesen?“ jeder Mund.

Die kühne Vorkämpferin und Rednerin aber besteigt den Katheder, bläst die dicken Waden auf, setzt die Brille hoch, räuspert sich ein paar Mal und beginnt:

„Durchlauchtigster Herrscher! Sie Alle, die Ihr hier versammelt seht, sie sind herbei geeilt, um meinen Worten, den Worten einer Mitschwester voll tiefster Spannung zu lauschen. Sie Alle haben meiner Fahne geschworen und diesen Schwur mit einem Eide bekräftigt. Königliche Hoheit sagt an, ist ein Weib, das so viel über seine Mitschwester vermag, nicht geschaffen, ein großes stolzes Volk zu regieren, ihm eine gütige Mutter, eine weise Rathgeberin zu sein?“

Der also Angeredete überhörte scheinbar die prahlerischen Worte. Nur ein klein wenig blies er die gewaltigen Nasenlöcher auf, daß die Rednerin von ihrem erhabenen Standpunkte herab mitten hinein in die vor Lachen verstehende Froschversammlung geschleudert ward, wo sie nicht eben sanft zu liegen kam. Als dann wandte er sich milde Tones an die noch immer am Boden kauende, übel zugerichtete Froschbadfischin:

„Und was fehlt Dir mein Kind, daß Du also ausschaust?“

Allein da übertönte die theilnehmende Frage einem orkanartigen Brausen gleich das Vertheidigungsgebrüll aus 50 weiblichen Kehlen. Jede wollte das Ereigniß auf ihre Art berichten, jede die Schuld von ihren auf der lieben Mitschwester Schultern wälzen.

„Ruhe!“ gebot der Prinz, der sich verzweifelt die Ohren zuhielt. „Ruhe, sage ich, und niemand spricht als die, die ich auffordere.“

Und nun erzählte das niedliche Froschfräulein einfach und schlicht, wie sich alles zugetragen hatte und wie man sie um eines kleinen Vergehens wegen auf's Größte mißhandelt.

„Weib bleibt Weib“, lachte der Prinz. „Erst gründeten sie einen Anti-Heirathsverein, um sich hinterdrein nach mir altem Knopf die Hände zu ledern. Fort mit Euch, niedrige Heuchlerinnen, deren Mund Worte spricht, von denen das Herz nichts weiß und deren Schwüre trügerischer sind als die Kata Morgana in der Wüste. Nur dieses Kind hier, es hat ein unberührtes argloses Gemüth, ein goldenes Herz, das unbekannt mit den Schlichen und Bosheiten der Welt alles in Liebe umfaßt. Und da ich immer solche Tugenden bei einer Frau zu schätzen weiß, ernenne ich sie zu meiner künftigen Gemahlin und zur Gebieterin über mein Volk!“

Draußen wird ein Lusch geblasen! „Hoch lebe die zukünftige Landesmutter“, erschallte es aus fünfzig Männerkehlen. Der Stab des Prinzen. Aber eine Frauenstimme hat sich ihnen nicht untermischt. Den stark enttäuschten Froschinnen war das Wort in der Kehle stecken geblieben.

Der preußische Grenadier.

Ich bin ein preußischer Grenadier,
Schwarz glänzen der Helm und die Hosen,
Trag blanke Knöpf' wie ein großes Thier
Brodmesser und andere Thosen.

Ich schreite im Gleichschritt stramm daher,
Es machen vor Spannung die Sehnen,
Marchieren wird mir gar nicht mehr schwer,
Pflieg' Abends dann nicht mal zu gähnen

Man schimpft mich Efel, Ochß, und Kameel;
Mir wachsen drum nicht graue Haare.
Blickt unser Sergeant auch noch so scheel,
Es dauert ja jetzt nur zwei Jahre.

Und nach dem Dienste bin ich so forsch,
Bergnügt winkt mir zu manch ein Mädchen;
Man nennt mich nämlich 'nen hübschen Vorsch
Hier im ganzen Soldatenstädtchen.

Die Wirthin fragt lieblich: „Herr Grenadier,
Was wünschen zu trinken Sie heute?“
„Mein Schatz, ich trinke nur preussisches Bier,
Wie alle anständigen Leute.“

Doch geht in dem Dienste es mal zu hart,
Bekomme ich gar hinter die Ohren,
Hab' ich zum Troste mir aufbewahrt
Ein Mägdlein außerforen.

Sie trägt einen „Frecktorb“ an ihrer Seit',
Mit Käse, Schinken und „Würschten“:
„Auguste, id lieb' Dir in Ewigkeit
Bin glücklich gleich Grafen un Fürschten.“

So geht es zwei Jahre tagaus, tagein,
Wie's Grenadiere wohl treiben;
Und würd' der Sergeant nicht so ruppig sein,
Fast möchte es immer so bleiben!

D. R.



Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Zahnkünstler.

Der wegen Betruges und Körperverletzung Angeklagte, der arbeitslose Paul Schiner, begrüßt den Gerichtshof, ehe er sich auf die Anklagebank begibt. Er ist aber mit der ganzen Vertiklichkeit so gut vertraut, daß man sieht, der Angeklagte ist kein Neuling in diesen Räumen. Und wirklich spricht auch der Richter zu ihm, als zu einem alten Bekannten.

Richter: Nun, Schiner, was haben Sie denn wieder für Geschichten gemacht?

Angekl.: Herr Gerichtsrath, id floobe, for diefet mal ha't mir nich ganz richtig bedragen. Id floobe, dießmal wird et mir ecklich in de Bude reijnen. Id bin drauf jesagt.

Richter: Also Sie sind gefaßt? Desto besser. Was haben Sie denn wieder ausgefressen?

Angekl.: Id berene det ja wercklich, denn id bin eejentlich 'ne jute Haut, aber manchmal friecht mir der Deibel runter. Und id weech nich, wie't kam, aber id habe, wat ganz, ganz Schlimmet jedhan, id habe mir verjangen an det unschuldije Maulwerk von een' Schlächtergesellen.

Richter: Nun kommen Sie endlich zur Sache sonst frage ich sofort die Zeugen.

Angekl.: Id bin nämlich bazumal ohne Arbeet jeweisen, id bin heite ooch noch ohne Arbeet, aber heite ha't nich so'n mächtigen Hunger, wie bazumal, und der Hunger un de Liebe, die ha'm schonst Manchen in't Verbrecherunilide jesterzt un mir ooch. Also, id hatte Hunger, un wenn id hungriq bin, dann muß id wat zu mich neh'm un so jing id in eene Destille, janzlich blank ohne een' Reichsfennig mang de Fingern. Id ließ mich 'n Schweinebraten je'm un drant dazu 'n proket Nordlicht, Id war satt un friechte Wuth, un so unterhielt id mir mit'n Schlächterjesellen, schon aus dem Frumb, weil er mich leed dhat, er hatte nämlich ferchterlich Zahnreissen. „Herrje, meine Wurzel!“ schrie er eja! wech. „Na“, sage id nu zu ihn, „zeijen Se mich doch mal die Wurzel!“ Un da meent der Razeiw: „Ach, wat versteht der Bauer von Furfenjalat!“ Un da muß mir der Deibel reiten un id stelle mir vor als Zahnkünstler un Allens nennt mir nu Her Doktor, un der Schlächter

leicht mich die fränke Wurzel un id polle bray run un id lah' mich 'n Sticke Holz je'm un krieje 'n Hammer zu fassen, der ganz zufällig uf'n Ladentische zu liegen dhat, un haun jejen die Wurzel, aber se sloch nich raus, blos der Schlächter sloch von Stuhl. Nu meente id, bet mit die Wurzel war een scheener Fall un for eene Mark könnt' id den Schlächter von de Schmerzen jänzlich un ganz un jar befrein. Un da jiebt mich der eene Mark, un id fange wieder an zu polken un haue wieder mit den Hammer jejen die Wurzel. Un da brüllt der Schlächter uf, wie 'n Stier un sein Maul blut' un id hatt' ihn wat an sein Untertieher entzwee jehau'n aber die Wurzel war immer noch drin. Nu kriechten se mir zu paden, die Mark, die id mich doch eejentlich vadiert hatte, nahmen se mich wech, bet id mich nich mal de Fesche bledchen konnte, un se holten 'n Blauen, un — na un so stehe id hier, un wie jesacht, diesmal wird et mir wol etlich in de Bude reijnen.

Der Angeklagte wird zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt.

Angell.: Gott sei Dank nich in't Arbeitshaus. Davor hatt' id blos so'n Dammel. Un wenn id wieder mal wat bejangen hab, dann sein Se mann ooch wieder jut un milde zu Paul Schirmern, er meent et nich so beese.



Enthusiasmus.

Junger Buchhändler (als ein Fräulein ein Kochbuch verlang): Mein Fräulein, Sie geben mir den Glauben an die Frauen wieder.

Immer derselbe.

Frau Professor: „Erinnerst Du Dich? Heute sind es 25 Jahre, daß wir uns verlobt haben!“

Professor: „25 Jahre? Liebes Kind, dann ist es aber höchste Zeit, daß wir heirathen!“

Ihre Anschauung.

Lebemann zur Ballettse: „Du, Dein früherer Verehrer, der Bankier Meier, ist wegen Untreue verhaftet worden.“

Ballettse: „Ach, das ist aber recht, daß der Staat endlich einmal was zu unserem Schutze thut.“

Kindlich.

Frißchen: „Onkel, wis bist Du?“

Onkel: „Kassirer bei einer Bank.“

Frißchen: „Bist Du auch schon in Amerika gewesen?“

Ausrede.

Madame (die untermuthet in die Küche tritt): „Aha, Sie schreiben gerade an Ihren Schatz; und die theure Wurst, die Sie da haben, soll er wohl auch bekommen?“

Köchin (verlegen): „O nein, Madame, die habe ich mir nur genommen als . . . Briefbeschwerer!“

Benutzte Gelegenheit.

„Denken Sie sich, als mich meine Frau das erste Mal schnupfen sah, fiel sie in Ohnmacht.“

„Und was thaten Sie denn da?“

„Ich nahm schnell noch eine Prieße, ehe sie aufwachte.“

Immer im Amt.

Richter (der sieht, wie der bisher stumme Anbeter seine Tochter umarmt): „Endlich ein umfassendes Geständniß.“

Verstreut.

Kind: „Du, Papa, der Storch hat ein Schwesterchen gebracht!“

Professor (kerstreut): „So, gib ihm ein Trinkgeld!“

Der verrätherische Brief.

„Meine Angebetete scheint auch schon über die Jahre hinaus zu sein, — ihre Antwort auf meinen Brief ist ja in der ältesten Orthographie geschrieben!“

Konkurrenzmanöver.

Herr: „Was, bei Ihrem Konkurrenten lassen Sie sich immer Zähne ziehen? Wartet Sie denn der nicht aus Konkurrenzneid?“

Bader: „O schrecklich! Aber ich schrei entseflich bei ihm, dann kommen die Leute lieber zu mir!“

Witz
bejodt
dem G
der Ob
wichtig
neral g
au errei
den Ob
fenden
Witzig
neral g
heit ein
und str
ledigt r
zu unse
General
gänger
hättijst
wurde
nem an
ein and
ohne je
Witz
kein frö
spruch a
nicht zu
meistens
verleide
in ich w
Eitelkeit
lehnt
ein Gatt
auf, wer
ohne da
Der Mar
man eh
warf.
dann sie
beim he
wie ang
man sich
die Betr
konnte, t
Gelage
glühende
schinken
Bede v
völlig
seinen

Amerikanisch.

„Herr, Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet; Sie sollen Sie als Belohnung zur Frau haben.“

„Ich würde Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen, aber — ich bin schon verheirathet.“

„Was liegt daran, Sie können sich ja scheiden lassen.“

Gedankensplitter.

Eine kokette Frau betrachtet ihren Mann nur als — Fußkammeraden.

Auch ein Mittel.

Der Gesundheitszustand unseres Ortes ist erschreckend, meine Herren: wir müssen in sanitärer Hinsicht etwas thun — ich beantrage — das Gehalt des Gemeindefarztes um 100 Thaler zu erhöhen!“

Barter Wink.

Leutnant: „Was thäten Sie, Fräulein Lori, wenn ich Sie jetzt fest in meine Arme nähme und Ihnen die rosigen Lippen mit einem Kusse verschließen würde?“

Lori: „Mein Gott, dann wäre ich ja wehrlos!“

Er kennt das!

„Warum werfen Sie die Dichtungen junger Poeten in den Papierkorb und die der alten drucken Sie ab?“

„Das Dichten kann man den jungen Poeten noch abgewöhnen, den alten nicht mehr.“

Angenehmer Gast.

„Wir zählen auf Ihre Anwesenheit bei Tische. Sie nehmen doch an.“

„Mit Vergnügen, gnädige Frau, aber wenn es Sie nicht stören dürfte, hier ist eine kleine Aufstellung von den Speisen, welche mir der Arzt verboten hat!“

Die häßliche Braut.

Erster Leutnant (ledig): „Gratulire zur Verlobung Herr Kamerad. Hat Fräulein Brant keine Schwester?“

Zweiter Leutnant: „Ne, sonst hätte ich schon selbst die Schwester genommen!“

Novum.

„Vieles habe ich schon im Leben gesehen, aber eine Wafserhose mit 'ner Bügelsalte habe ich noch nicht gesehen!“

Sonderbar, höchst sonderbar!

Neulich wurde mir nach der Rückkehr von einer zweitägigen Geschäftsreise eine große Ueberraschung zu Theil — wegen Gattin noch Kassirer waren durchgebrannt.

Von der Tertiärbahn.

„Warum fährt denn der Zug nicht ab, Schaffner?“

„Ja wissen S', wir müssen warten, bis der Stationsvorstand sei' Glas Bier aus'trunken hat; wenn er nachha dreimal ans lere Glas klopft, dös is 's Abfahrtsignal.“

Lezte Hölle.

Mann: „Deine Mutter hast Du zu uns eingeladen . . . und das sagst Du so ruhig?“

Frau (dornwursdvoll): „Aber Friß, unsere Strümpfe müssen doch einmal gestopft werden!“

Verechtigtes Mißtrauen.

Gerichtsvollzieher: „Vier Bahnärzte sind in der Stadt und bei jedem hatte ich schon zu thun; ich werde mir also den frankten Bahn auswärts ziehen lassen müssen!“

Der rechte Ort.

Köchin (zum Soldaten, dem sie ansieht, daß er ihr ein Geständniß machen will): „Sie haben etwas auf dem Herzen, Herr Sergeant . . . gehen wir in die Speiselammer!“

Im Eifer.

Feldwebel: „Beim Parademarsch wird morgen nur der Herr General angesehen! Daß mir keiner nach dem Herrn Oberst oder Herrn Hauptmann oder nach mir oder anderem Blödsinn glockt!“

Milbernder Umstand.

Richter: „Suber, Sie sind geständig, dem Kläger ein Ohr abgerissen zu haben; können Sie für diese rohe That milbernde Umstände vorbringen?“

„Jawohl; er hat auf dem Ohr eh' niz mehr g'hört!“

Der Lauscher an der Wand . . .

Der Besuch: „Gleich kommt Ihr Mann, Frau Müller. Wir wollen in überraschen. Meine Frau und ich stellen uns hinten die Vorhänge und Sie sagen, der Besuch ist nicht gekommen.“ (Es geschieht.)

Frau Müller: „Henry, unsere erwarteten Gäste haben uns im Stich gelassen!“

Henry (von Herzen): „Gott sei Dank!“

Im Geschichtsraum.

Lehrer: „Also — Karl der Große hatte viele glänzende Eigenschaften, aber sein Charakter wies auch Schattenseiten auf. Kannst Du mir einen Fehler Karls des Großen nennen, Fritz?“

Fritz (nach einigem Ueberlegen zögernd): „Er — er legte Schulen an!“

Vorgethan und nachbedacht.

Wirth zum Lamm (zum Maler, der ihm ein Gasthofschild bringt): „Das soll ein Lamm sein? Das sieht aus wie ein Schwein.“

Maler: „Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, Sie sollen Ihren Gasthof nicht eher benennen, ehe ich nicht das Schild fertig habe.“

Liebe Jugend!

In einer kleinen Grenzgarnison bestellt der Regimentskommandeur einen jungen Leutnant zu sich. —

„Es thut mir leid, mein lieber R.“, sagt er zu dem vor ihm stehenden Jünger des Mars, „aber Sie sind dermaßen verschuldet, daß Ihr längeres Verweilen im Regiment fraglich erscheint; es muß anders werden; in acht Tagen machen Sie mir darüber Meldung!“ —

Zur befohlenen Zeit tritt der Leutnant an.

„Nun, Herr Leutnant“, fragt der Oberst, „welche Schritte haben Sie zur Beseitigung Ihrer Schulden gethan?“ worauf jener prompt meldet: „Ich habe ein Loos der Straßburger Armenlotterie genommen, Herr Oberst!“

Standesgemäß.

Herr v. Silberstein: „Denken Sie sich: der Kommerzienrath v. Weichenfeld hat sich erhängt! Ae Edelman erhängt! Wenn er hätt' genommen wenigstens — Blausäure!“

Empört.

„O Frau Huber, gestern im Biergarten habe ichs wieder so recht gesehen, was ich für einen Sauhaas zum Manne habe! Als wir zu gleicher Zeit unter den Tisch sanken, hatte ich zehn Maß getrunken — er aber zwölf!“

Das Schreckenskind.

Tante: „Ich stehe jeden Morgen um sieben Uhr auf!“

Fritzchen: „Das glaub' ich nicht!“

Tante: „Warum?“

Fritzchen: „Papa sagt, Du wärst ein spätes Mädchen!“

Die Gattin des Arztes.

„Hans, es ist Dein Schaden wahrhaftig nicht, wenn Du mir diesen herrlichen Hut kaufst! — Alle meine Freundinnen werden vor Neid krank werden und Dich konsultiren müssen!“

Auch ein Kennzeichen.

Polizeisekretär (zur Frau, deren Mann sich heimlich entfernt hat): „Hat Ihr Mann besondere Kennzeichen an sich?“ Frau (zögernd): „Jawohl . . . in beiden Strümpfen ein großes Loch!“

Ausrede.

Dame: „Wie kannst Du Dich unterstehen, den Hund zu treten. Hat er Dir etwas gethan?“

Junge: „Ja, er hat mir die Zunge herausgestreckt!“

Stimmt.

Fremder: „Was ist denn das für ein riesiges Gebäude?“

Dienstmann: „Das ist das Buchthaus!“

Fremder: „Na, da kann man sich ja drin verlaufen!“

Dienstmann: „Das glaub' ich; Mancher hat schon Jahre gebraucht, um wieder 'raus zu kommen!“

Tropen-Jägerlatein.

Africareisender: Ich sage Ihnen, meine Herren, die Haut eines Krokodils ist so fest, daß sie jeder Kugel widersteht. Da weiß man sich eben oft gar nicht anders zu helfen, als daß man sich von so einem Vieh verschlucken läßt und dann von innen herausschießt!

Gott an den Pessimisten.

Mich trieb mein gutes Herz, die ganze Welt Mit allen ihren Schätzen Dir zu schenken;
Du nimmst sie, um den Alten nicht zu kränken — Und machst dazu ein wunderlich Gesicht?
Mein Freund, so meint ich meine Gabe nicht.

Einwand.

Richter: Geben Sie zu, in der Nacht auf dem Nachhausewege gesungen und geläut zu haben?

Student: Daß wir schon nach Hause wollten, bestreite ich ganz entschieden.

Auffallend.

Bachfisch (den ein Herr im Regen unter seinem Schirm nach Hause begleitet hat): „Nicht einen einzigen Ruf hat er mir gegeben . . . was mag der nur gewollt haben?“

Er kennt ihn.

„Ich schwanke noch, ob ich auf die Kneipe gehen soll.“

„Mach' es doch wie gewöhnlich: geh' auf die Kneipe und schwanke nachher!“

Aus der Instruktion.

Leutnant: Wenn die Hörner „Vorwärts“ schmettern, wenn die Fahnen dem Feinde entgegen fliegen, wenn es im Sturmschritt in den Kugelregen geht, — Kerls, Donnerwetter, — was fühlt da wohl jeder echte Soldat?

Rekrut (begeistert): Siegen oder sterben, Herr Leutnant!

Leutnant: Na, zunächst fühlt er seinen Nebenmann, Sie Walroß.

* * *

Sergeant: Meier, wenn Sie den Mantel vom Herrn Leutnant an die Wand hängen sollen, so müssen Sie sehen, daß das Futter nach innen zu liegen kommt. Warum wohl?

Meier (nach einigem Besinnen): Weil's Futter merckentheils zerrissen ist!

Aus den „Tit Bits.“

Er war seiner Meinung äußerst „anzüglich“ gekleidet und warf unausgeseht verliebte Blicke nach der jungen Dame, die ihm im Straßenbahnwagen gegenüber saß. Endlich verbeugte er sich, küßte den Hut und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, aber ich glaube, ich habe Sie schon früher irgendwo gesehen?“

„O ja“, begann die junge Dame in verbindlichem Ton.

„Freut mich außerordentlich“, fiel der Jüngling ihr ganz entzückt ins Wort.

„Sie sind der junge Mensch, der immer zu unserer Köchin kommt“, fuhr die junge Dame fort. „Ich werde Brigitte mittheilen, daß ich Sie gesehen habe.“

*

Flottwell: „Weshalb verließen Sie Ihre letzte Stelle, mein Fräulein?“

Häßliche Bewerberin: „Ich wurde dabei überrascht, als ich meinen Chef küßte, mein Herr.“

Flottwell: „Ach so, hm! Sie sind engagirt!“



Vexirbild,



Al! Heil — Wer ruft da?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.